

# MOMO PubTalk

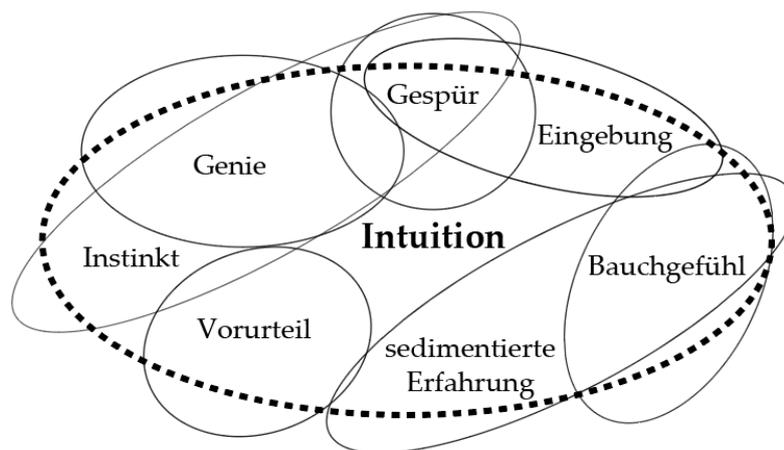
Zusammenfassung unseres Treffens vom 18.02.2024

Stichwort: „Intuition“

Anwesende: Klaus Bigge, Stefan Mebs, Patrick Plehn, Renate Teucher, Auris Lipinski, Martin Wein, Aliko Bürger, Anna Strasser, Arno Wiehe, Wolfgang Sohst

Ort: Wohnung von Anna Strasser

Der Begriff ‚Intuition‘ steht in einer unscharfen Beziehung zu einer ganzen Reihe weiterer Begriffe, die man entweder als **Teilaspekte** von Intuition oder auch als spezifische **Differenzterme** zum hier verhandelten Kernbegriff verstehen kann:



Die Semantik von ‚Intuition‘ konstituiert sich dabei in einem nicht abgeschlossenen **Feld von Dichotomien**, beispielsweise:

- *geistig vs. körperlich*: Ist die Intuition eher ein körperliches oder ein geistiges Phänomen?
- *passiv wahrnehmend vs. aktiv handlungsleitend*: Ist sie eher ein passives Ereignis oder bewusst handlungsleitend?
- *gefühlte vs. gedachte*: Entspringt sie eher dem fühlenden oder dem denkenden Umgang mit der Welt?
- *rational vs. prä- oder irrational*: Gehört sie zu den rationalen Verhaltensweisen oder ist sie eher irrational?
- *angeboren vs. erlernt*: In welchem Umfang ist die Fähigkeit hierzu angeboren oder erlernt?

Es ist allerdings fraglich, ob eine solche dichotomische Sicht auf Phänomene der Intuition zu deren Verständnis beiträgt. Der US-amerikanische Psychologe und Nobelpreisträger **Daniel Kahnemann** wurde mit seinem Buch *Schnelles Denken, langsames Denken* (Siedler Verlag, München 2012) weltberühmt. Seiner Strukturierung der menschlichen Kognition zufolge fällt die Intuition ganz überwiegend in das so genannte „System 1“ des schnellen, weil automatisiert und weitgehend unbewusst ablaufenden Denkens. Dem „System 1“ werden häufig folgende Eigenschaften zugeschrieben: Es sei emotional, komplex, existenziell wichtig für uns, nicht gut bewusst beherrschbar, weshalb das Bewusstsein einer Person ihm relativ machtlos gegenüberstehe. Das „System 2“ zeichne sich dagegen dadurch aus, dass es diskursiv, abstrakt, vermeintlich sachlich statt emotional, moralisch neutral und existenziell als weniger wichtig empfunden werde, darüber hinaus vermeintlich kontrollierbarer und damit beherrschbarer sei. Aus einer solchen, bei genauerer Betrachtung nicht haltbaren und dennoch sehr verbreiteten Unterscheidung folgt wiederum, dass das „System 1“ stark mit der landläufigen Vorstellung von Intuitionen verbunden ist, während das „System 2“ vor allem instrumentell wirksam sei, damit nicht zuletzt auch **Machtbedürfnisse** unterstütze und sozial ein Gefühl der Stärke vermittele. Denn auf diesem Gebiet spielt die

kollektive Verhaltenskontrolle eine besonders wichtige Rolle, weil das „System 2“ – angeblich – eine größere Gewissheit hinsichtlich der angestrebten Ereignisverläufe ermöglicht. Dieser Wunsch nach Gewissheit ist wiederum unmittelbar mit einem Willen zur sozialen Wirkungsmacht verbunden.

Der deutsch-US-amerikanische Theologe und Philosoph Paul Tillich bezeichnete **Religion** als Hinwendung zu dem, was jemanden unmittelbar und unbedingt angeht. Eine solche Betroffenheit wird gemeinhin als vollkommen intuitiv dargestellt und ihre Geltung auch so begründet. Die neuerlich erstarkte Sehnsucht nach einer solchen Form der existenziellen Intuition ist deshalb auch eine der Triebfedern der weltweit zu bemerkenden, neuen Religiosität. Die Sehnsucht nach Ursprünglichkeit ist ein starker psychologischer Bewegung religiöser Hingabe. Die Intuition ist in dieser Hinsicht ein **Gegner der Säkularisierung**. Im biblischen Kontext könnte den ‚Heiligen Geist‘ als Bezeichnung für eine starke religiöse Intuition betrachten. Sie wäre damit gleichzeitig – rückwärts blickend – ein Hervorgehen aus der erfolgten Weltschöpfung und – vorwärts blickend – eine Form des Gehorsams im Hinblick auf die Bestimmung und somit Zukunft aller Kreatur. Das eröffnet allerdings auch eine große Manipulierbarkeit, und der geht mit Machtansprüchen einher, die auf neuen Mythen aufbauen. Ob das besser ist als das, was die Aufklärung zu bieten hat, ist sehr fraglich. Im religiösen Zusammenhang ist auch der Begriff der **Dreifaltigkeit** erwähnenswert, weil sie die vorgenannten binären Dichotomien in vieler Hinsicht aufbricht.

Eine solche intensive, existenzielle Auffassung von Intuition entzieht sich allerdings auch der eigenen und der politischen **Verhaltenskontrolle**, was sie sozial verdächtig macht. Die Frage ist allerdings, in welchem Umfange wir umgekehrt über unser reflektierendes Denken tatsächlich die ihm zugeschriebene Kontrolle haben. Alles, was Menschen denken und tun, ist begrenzt und damit auch weitgehend determiniert durch unsere jeweilige Biografie und die daraus resultierenden Erfahrungen und Verhaltensgewohnheiten. Auch im diskursiv-rationalen Denken gibt es viele **Automatismen** und unkontrollierte Denkvorgänge. Die Bevorzugung der reflektierenden, instrumentellen Rationalität ist deshalb kein Garant für einen erfolgreichen Umganges mit der Wirklichkeit.

Eine Folge der vorgenannten Zuschreibungen eines ganz bestimmten Eigenschaftsbündels, nämlich jenes des sog. „Systems 1“, zur Standardvorstellung von Intuition ist es, dass – außer in der Kunst – die Intuition als ein Auffinden von Elementen der Wirklichkeit gedeutet wird, so als würden z.B. bestimmte mathematische Wahrheiten wie Blumen am Wegesrand gefunden und gepflückt werden. In solchen Vorstellungen verbindet sich die Idealisierung der Intuition mit dem **Erbe des Platonismus**. Dies geht allerdings zulasten des kreativen Anteils menschlicher Kognition und Praxis. Die intuitive geistige Schöpfung kann jedoch keine starke Gewissheit und Wahrheit für sich beanspruchen, weshalb sich deren Autor:innen auf die Vorstellung einer ‚**objektiven**‘ **Findung** zurückziehen müssen, um ihrer Intuition entsprechende Geltung zu verschaffen. Das verschafft ihnen auch eine Entlastung von persönlicher Verantwortung für die praktischen Folgen ihrer Intuition.

Indem Kahnemann die zugrunde liegenden Unterscheidung der beiden besagten Systeme popularisierte, betonte er die vorgenannten Dichotomien, statt sie zu problematisieren. Er korrigierte sich diesbezüglich später allerdings, als er behauptete, diese Basisunterscheidung von schnellem und langsamem Denken nur metaphorisch gemeint zu haben. Die psychische Wirklichkeit einer Person stützt seine Basisunterscheidung jedenfalls nur in den Bereichen, die er aus empirischen Untersuchungen anführt. Tatsächlich kann sich keine Person ohne das integrale Zusammenspiel dieser beiden kognitiven Systeme erfolgreich im Leben orientieren.

Das sog. „System 1“ arbeitet allerdings nachweislich stärker mit angeborene Fähigkeiten und basalen Bewertungsschemata. Genetisch angelegte Fähigkeiten zur **Mustererkennung** (*pattern seeking*) spielen dabei eine genauso wichtige Rolle wie deren Umkehrung durch die Fähigkeit zur Erkennung von **Musterverletzungen** (*pattern violation*). Daraus ergibt sich eine grundlegende performative Kompetenz im Alltagshandeln mit entsprechenden Verlaufserwartungen in Standardsituationen und eine generelle Handlungsbereitschaft.

Man kann den Begriff der Intuition deshalb am besten erschließen, wenn man ihn in einer integralen Zusammenschau der obigen, verwandten Begriffe und der anschließend genannten Dichotomien untersucht. Diese Methode geht grundsätzlich davon aus, dass das Phänomen der Intuition gerade aus dem Zusammenwirken aller damit verwandten Phänomene und auch der damit zusammenhängenden Dichotomien entspringt. Denn

der Ursprung unseres Bewusstseins ist die **Fähigkeit zur Unterscheidung**, d.h. zu Bildung von Differenzen, ganz fundamental beispielsweise zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich (was bereits die Grundintuition sowohl von René Descartes als auch der Philosophen des so genannten Deutschen Idealismus war, hier insbesondere von Johann Gottlieb Fichte). Alle der genannten Dichotomien sollten deswegen nicht als Entweder-Oder, sondern als Sowohl-als-auch aufgefasst werden. Mit der Differenzbildung fand aber auch eine kulturell bedingte **Hierarchisierung** statt. So begünstigten viele Kulturen traditionell die Bevorzugung des Geistigen vor dem Körperlichen, des aktiv Handelnden vor dem passiv nur Wahrnehmenden, des Rationalen vor dem Nicht-Rationalen. Nicht zuletzt werden solche Präferenzen traditionell auch auf das **Geschlechterverhältnis** abgebildet, wobei in patriarchalischen Gesellschaften regelmäßig die ‚positiven‘ Elemente der Intuition als typisch männliche und starke Fähigkeit betrachtet werden, während ihre weniger favorisierten Eigenschaften als weiblich und schwach disqualifiziert werden. In der Zusammenschau aller Elemente zur integralen Intuition ist diese Rollenaufteilung jedoch wieder aufgehoben: Frauen nehmen im westlichen Kulturraum für sich traditionell gerade auch eine starke intuitive Fähigkeit in Anspruch, wenn auch auf den gegensätzlichen dichotomen Elementen beruhend als jenen, die männlich indiziert sind, also beispielsweise auf gefühlter statt rationaler Handlungsorientierung etc. Daraus folgt, dass die verschiedenen Geschlechter eventuell über unterschiedliche intuitive Fähigkeiten verfügen, woraus sich aber nicht ableiten lässt, ob diese Rollenzuweisung biologisch oder kulturell begründet ist. Die Intuition lässt sich auch hier folglich nicht auf nur eine Seite der genannten Dichotomien reduzieren. Sie muss im Zusammenspiel ihrer widerstrebenden Motive interpretiert werden, bis hin zu entsprechenden gesellschaftlich komplementären Rollenzuschreibungen.

Eine weitere Grundfrage betrifft die Rolle der **Sprache** in der Intuition. Hier reichen die Möglichkeiten von einer Auffassung der Intuition lediglich als einem Spezialfall rein sprachlichen Denkens bis zum anderen Extrem ihrer vollkommen vorsprachlichen Natur. Wenn man der Intuition allerdings eine wichtige handlungsleitende Funktion zuerkennt, tritt wiederum die Notwendigkeit der Gewissheit über die eigene Wirklichkeitswahrnehmung in den Vordergrund. Hier nun zeigt sich, dass sprachliches Denken eine ganz andere Form von Gewissheit verschafft als eine vor- oder nichtsprachlich gefundene Handlungsentscheidung. Intuitionen lassen sich ohnehin nur nachträglich als ‚logisch‘ oder ‚richtig‘ erklären. Im Moment ihres Auftretens sind sie praktisch nie sprachlich begründet. Dies heißt jedoch *nicht*, dass die Intuition selbst keine sprachlichen Wurzeln hat, sondern nur, dass sie zu einem zwar vorbewussten, aber dennoch sprachlich basierten, mithin rational konstituierten Komplex kognitiver Fähigkeiten gehört.

Eine übermäßige Reduktion der Intuition auf das rational-sprachliche Denkvermögen steht wiederum vor dem Rätsel, wie die unüberlegte, plötzlich auftretende, spontane Intuition ohne bewusstes, sprachliches Denken überhaupt möglich sein kann. Eine denkbare Lösung dieses Widerspruchs bietet sich an, wenn man die Verarbeitung der unmittelbaren Erfahrung über ihre sprachliche Vermittlung hinweg so versteht, dass sie psychosozial am Ende tief und dauerhaft **vorsprachlich verankerte Handlungsmuster** produziert. Zur Wirksamkeit dieser Teile der Erfahrung bedürfte es dann keiner neuerlichen sprachlichen Reflexion mehr. Dies deutet der Ausdruck ‚sedimentierte Erfahrung‘ in der obigen Illustration an. Damit wäre eine mögliche Lösung des nur scheinbaren Widerspruchs zwischen sprachlicher und nichtsprachlicher Natur der Intuition gefunden. Ein solcher Ansatz legt ferner nahe, dass die Intuition nicht aus dem Nichts eine Person überfällt, sondern aus einem Fundus sedimentierten Erfahrung gespeist wird.

Eine weitere, wichtige Unterscheidung verschiedener Arten von Intuitionen betrifft

- a) die **praktische, handlungszentrierte Intuition**: Ihre Rechtfertigung ist instrumenteller Natur, d.h. sie ergibt sich aus dem praktischen Erfolg der resultierenden Handlung.
- b) die **reine Erkenntnisintuition**: Ihre theoretische Rechtfertigung liegt in ihrer logischen Gewissheit und damit abstrakten Wahrheit.
- c) die **moralisch-normative Intuition**: Ihre soziale Rechtfertigung ergibt sich aus ihrer kollektiven Akzeptanz als ‚gutes‘ Verhalten.

Wenn Isaac Newton angeblich beim Anblick eines herabfallenden Apfels intuitiv die mathematische Formulierung des Gravitationsgesetzes einfiel, so ist dies kategorial offensichtlich etwas anderes als die intuitive Empfindung von Mitleid, Ungerechtigkeit oder Dankbarkeit im Angesicht des Verhaltens einer anderen Person, und

auch etwas anderes als eine unmittelbar praktische Eingebung. Im Hinblick auf ihre Realitätstauglichkeit unterscheiden sich die Bewertungskriterien einer instrumentellen Intuition weitgehend von denjenigen der theoretischen und der moralisch-normativen Intuition. Auch hier wäre es aber falsch, z.B. deren letztere Form nur auf Gefühle als Auslöser zurückzuführen. Gerade moralische Bewertungen sind erlernt, hochgradig kulturell relativ und damit sprachlich bzw. symbolisch vermittelt. Zum Verständnis sozialen Handelns ist es deshalb in jedem Falle sinnvoll, bei handlungsleitenden Intuitionen gut zu unterscheiden, welche Anteile daran moralisch oder rein sachlich motiviert sind.

Ferner ist sowohl die praktische als auch die theoretische und moralische Begründung einer Intuition von der anschließend getroffenen Handlungsentscheidung zu unterscheiden: Die Begründung, die einer Intuition ohnehin meist erst nachträglich zugeschrieben wird, ist etwas anderes als die vorangehende Intuition. Die Begründungen oder Erklärungen beschreiben nur eine mögliche **individuelle Motivation** bzw. eine Mischung unterschiedlicher Motive. Dennoch ist die Reflexion der jeweiligen motivationalen Verhaltenswurzel wichtig, weil sie zur unterschiedlichen Formen der Geltendmachung **instrumenteller Richtigkeit, theoretischer Wahrheit** oder **moralischer Güte** der jeweiligen Entscheidung führt. Dies ist wiederum wichtig, weil jede Form der Intuition auf ihre je eigene Weise sozial ‚ansteckend‘ wirkt. Menschliches Verhalten tendiert insbesondere dazu, aus moralischen Intuitionen, die sozial plausibel wirken, Gruppendiskriminierungen zu generieren und zirkulär anschließend auf diesem Wege Vorurteile zu verstetigen.

Wir können nunmehr versuchen, jeden der in der eingangs gezeigten Illustration genannten Begriffe aus dem Bedeutungshof von ‚Intuition‘ auf seine Nähe, aber auch auf seine spezifische Differenz zur Intuition selbst hin zu untersuchen:

Gespür: In vielen, oft im Augenblick erzwungenen Verhaltens- oder Handlungsentscheidungen ist die spontane Intuition dreifach, d.h. sowohl sinnlich als auch rational und moralisch motiviert. Dies resultiert aus der Wahrnehmung sozialer Situationen als eine komplexe Ganzheit. Viele Intuitionen entspringen andererseits gar nicht solchen Augenblickswahrnehmungen, sondern auf der Reflexion längerer Zeiträume und der abstrahierenden Zusammenhang erlebter Ereignisstrukturen. Das Gespür hat dann einen geringeren Anteil an der resultierenden Intuition; das rational-reflektierende Moment tritt dagegen stärker in den Vordergrund.

Eingebung: Die Eingebung ist tendenziell zwar zeitlich an kurze Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge gebunden, dennoch aber zeitlich etwas stärker von der unmittelbaren Gegenwart entkoppelt als das unmittelbare Spüren. Wer abends über eine problematische Situation am Tage nachdenkt und intuitiv die Lösung vor Augen hat, wird dies vielleicht als eine Eingebung empfinden. In solchen Fällen spielt aber auch der gesamte, reflektierte Fundus vorangehender Lebenserfahrung mit hinein, so dass die Eingebung ein Mischform aus Gespür, rationalem Nachdenken und sedimentierter Erfahrung ist.

Bauchgefühl: Bereits der Hinweis auf ‚den Bauch‘ als Ursprungsort einer Intuition zeigt, dass hier der Verweis auf eine tendenziell vorbewusste, überwiegend gefühlsmäßige Begründung einer möglichen Handlungsentscheidung dominiert. Es ist jedoch offenkundig, dass viele Intuitionen sich *nicht* mit einem Bauchgefühl erklären lassen, insbesondere die mathematischen, logischen und naturwissenschaftlichen Einsichten, sofern sie von ihren Autoren als Intuition dargestellt werden. Somit kann ein ‚Bauchgefühl‘ keineswegs umfassend mit ‚Intuition‘ gleichgesetzt werden.

Sedimentierte Erfahrung: Dieser Begriff behauptet implizit, dass unmittelbares Erleben nicht nur symbolisch verarbeitet, verallgemeinert und damit zu einer auch auf ähnliche Situationen wiederholt anwendbaren Erfahrung wird. Er impliziert auch, dass die auf diese Weise gewonnene Erfahrung in einen vorsprachlich verfügbaren Fundus an etablierten Verhaltensmustern ‚absinken‘ kann. Denn erst dadurch wird sie jener spontanen Handlungsentscheidung zugänglich, die viele Intuitionen kennzeichnet. Seine Plausibilität gewinnt der Begriff der sedimentierten Erfahrung allerdings daher, dass sich die Intuition andernfalls nicht gut vom Instinkt abgrenzen lässt. Gegen das Konzept der sedimentierten Erfahrung spricht lediglich die Inselbegabung von Personen, die musikalisch, mathematisch oder visuell so leistungsfähig sind, dass es auf diesem Wege nicht erklärbar ist.

Vorurteil: Insbesondere bei moralisch-normativen Intuitionen kann es passieren, dass andere Personen einer solchen Intuition ihres Gegenübers überhaupt nicht folgen und sie – ebenfalls moralisch – vollkommen unangebracht und folglich ‚schlecht‘ oder sogar ‚böse‘ finden. In solchen Fällen wird die akzeptierte moralische Spontaneität als ‚gut‘ konnotierte Intuition durchgehen, während die nicht akzeptierte moralische Intuition als Vorurteil gebrandmarkt werden kann. In solchen Fällen wird also bereits die Bezeichnung eines Urteils oder einer Handlungsentscheidung als Intuition selbst zum Werturteil.

Instinkt: Der wesentliche Unterschied zwischen instinktivem und intuitivem Handeln scheint zu sein, dass ersteres vollständig biologisch prädestiniert ist, während letzteres erlernt, beim Menschen kulturell vorbestimmt und damit insbesondere nicht genetisch bestimmt ist. Daraus folgt, dass Intuition in gewissem Umfang erlernbar ist. Das bedeutet allerdings nicht, dass mit der Lernfähigkeit auch schon ein entsprechendes methodisches Wissen einhergeht, wie man die Intuition trainieren kann. Es ist ferner *common sense*, dass Tiere nicht intuitiv handeln und menschliches Verhalten, wenn es verdächtigt wird, instinktiv gesteuert zu sein, kein hohes Ansehen genießt, wenn auch allein deshalb nicht *per se* gleich minderwertig sein muss, wie man z.B. an den sog. ‚mütterlichen Instinkten‘ oder dem ‚Überlebensinstinkt‘ sehen kann.

Genie: Das Genie ist eine idealisierte Charakterfigur des romantischen 19. Jahrhunderts. Es ist in gewisser Weise, wenn auch schwacher Weise ein Vorläufer der heutigen Intuition, weitgehend beschränkt auf künstlerische Fähigkeiten. Der Unterschied zwischen beiden Vorstellungen ist freilich, dass die Intuition im Vergleich zum genialen Verhalten stark mediatisiert ist, d.h. tendenziell jedem möglich ist, während das Genie eine notwendig seltene und entsprechend bewunderte Ausnahme war und ist. Davon abgesehen ähneln sich die Begründungen genialen und intuitiven Verhalten jedoch stark.

Die vorstehende Analyse zeigt, dass Intuitionen aus ganz unterschiedlichen Anteilen ursprünglicher Entscheidungsquellen entstehen können. Die Begründung der jeweiligen Handlungsentscheidung als Intuition besagt dann lediglich, dass in einer oft unklaren, komplexen Weise vollkommen verschiedene Einflussfaktoren das Ergebnis herbeiführten.

Die Intuition hat auch eine **zeitliche Komponente**, die fälschlich häufig auf ein momentanes, spontanes Verhalten reduziert wird. Intuitives Verhalten steuert, wie sich aus dem bisher Gesagten ergibt, aber nicht nur Augenblicksentscheidungen, sondern auch integrale, langfristige Strategieentscheidungen. Beispielsweise treten die Intuitionen ausdrucksstarker Künstler:innen und innovativer Wissenschaftler:innen häufig über längere Zeiträume hinweg auf, ohne deshalb bereits als kausale Schlusskette dargestellt werden zu können. Eine Intuition muss sich deshalb auch nicht nur auf eine einzelne Entscheidung beziehen, sondern kann durchaus das langfristige Verhalten einer Person im Hinblick auf eine gegebene Problemstellung steuern.

Obwohl, wie bereits dargestellt, in vielen Formen der Intuition die Sprache und das symbolisch-verallgemeinernde Denken eine grundlegende Rolle spielt, gibt es auch solche, die als besonders unmittelbar und somit kaum rational erfassbar gelten. Die betrifft vor allem **künstlerische Fähigkeiten**. Nicht primär sprachlich basierte Kunstwerke wie z.B. solche der Malerei, der Musik oder des Tanzes, gehen zumindest in den Augen des rezipierenden Publikums auf Intuitionen zurück, die sich außerhalb des sprachlichen Denkens abspielen. Dies suggeriert besonders eindrücklich die **integrative Kraft** der Intuition, weil sie uns über den künstlerischen Ausdruck mit einem imaginierten Weltganzen verbindet. Das Bedürfnis nach Expression als Quelle von Intuition beruht nicht auf Beobachtung, sondern ist eine originär existenzielle Verhaltensquelle. Dabei wird offenbar eine Funktion im menschlichen Verhalten angesprochen, die unsere individuelle Existenz als Teil eines sozialen und sogar universellen Ganzen sieht. Entsprechende Intuitionen gelten deshalb auch als wichtige Quelle sowohl der religiösen Überzeugung als auch der Erfindung von technisch und theoretisch Neuem.

Individualpsychologisch gesehen stellen uns Intuitionen also unterschiedliche persönliche Orientierungsquellen zur Verfügung. Sie verbieten uns nichts, erlauben uns aber auch nichts, weil sie pränormativ wirken. Die nachträgliche Herleitung einer Intuition dient lediglich ihrer sozialen Rechtfertigung, ermöglicht aber kaum ihre systematische Reproduktion, weil die biografischen und situativen Umstände ihres Auftretens eine praktische unendliche Variabilität aufweisen. (ws)